

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 31 (1955-1956)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Leben mit Vater  
**Autor:** Kaltenbach, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1072308>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Leben mit Vater

VON FRITZ KALTENBACH

Mit Zeichnungen vom Verfasser



Diese zwei Beiträge sind die Fortsetzung von Jugenderinnerungen, die ich im Novemberheft zu erzählen begann. Ich war einziger Sohn und erlebte das große Auf und Ab aus allernächster Nähe, ja ich war ein Teil davon und bin aus diesen komischen, lustigen, aber auch düsteren Erlebnissen als kleiner Darsteller nicht wegzu-denken. Heute, als Erwachsener, haben sich

mir Sinn und Bedeutung des Erlebten ver-schoben; merkwürdig, merkwürdig beständig aber bleiben für immer die Gefühle der Zu-sammengehörigkeit, das Zusammen-Gekämpft-Haben gegen eine unsichtbare, starke Über-macht. Und noch etwas: das Gefühl für die Bedeutung alles Erlebten, ob es schön, gut, lustig oder böse war.

## MIT VATER AUF DER TOUR DE BERNE

Daß kein Geld oder wenig haben ist bei uns ein richtiger Dauerzustand geworden, an den sich Mutter, Vater und ich längst gewöhnt haben. Vater und ich suchen wieder einmal nach einer «Lösung». Das einzig greifbare, das nach stundenlangem Grübeln herauskommt, ist die Entdeckung eines alten Guthabens in Bern. Dort wohnt ein Mann, der uns noch 60 Franken schuldig ist für ein Bild, das er von Vater gekauft hat. Vater beschließt, noch heute Nacht nach Bern zu fahren per Velo, und wenn ich mitwolle . . . Natürlich will ich, und während ich mich umziehe, geht mir allerlei durch den Kopf.

\*

Unser Ausflug nach Seelisberg, herrlich war es. Vater hatte damals, was selten vorkam, einen größeren Geldeingang, er hat vier Bilder zusammen verkaufen können. Ich höre ihn heute noch fragen: «Was meinst du Fritz, wie wäre es, wenn wir einen einzigen Tag wie Millionäre verbringen würden, – damit wir auch das wissen, wie es ungefähr sein könnte?»

Mutter und ich waren hell begeistert und fühlten uns augenblicklich in unsere neue Rolle. Mutter wechselte sofort den Dialekt, das heißt, sie steigerte ihn ins erstklassige Baselditsch, so wie in der Dalben und etwa auf dem Gellert bei den reichen Baslern gesprochen wird. Vater ging gemächlich im Zimmer auf und ab und behauptete, seine Ahngalerie abzuschreiten; ich lachte mich krumm dabei. Wir waren alle drei bester Laune und im Mo-ment aller Sorgen enthoben, – Kunststück, mit soviel Geld.

Unsere kleine Wohnung in Kriens verwan-delte sich da für mich in eine Säulenhal-le mit Goldfischteich in der Mitte. Mein alter, schä-biger Kittel wurde zum Sammetveston mit Messingknöpfen. Es roch förmlich nach Samt und Seide im Raum und als dann ich den vor-nehmen Schritt vormachte, lachten auch Vater und Mutter.

So verging dieser lustige Abend und es wurde beschlossen, daß wir morgens in der Frühe mit dem Schiff bis Trüeb, dann mit dem Berg-bähnli auf Seelisberg fahren und im besten Ho-

tel zu Mittag essen würden. Es wurde spät diesen Abend, und als wir am anderen Morgen vor unserem Café-complet saßen, natürlich im Schiffsrestaurant 1. Klasse, fühlten wir uns wie Fürsten. Wir genossen in vollen Zügen das z Morgen und die einmalige Aussicht. Die alten Schnörkel und Deckendekorationen im Schiffsrestaurant versetzten mich in eine trügerische, aber schöne Stimmung. Wenn das so weiter ging, würde ich wirklich glauben, ein Millionärssohn zu sein. Vater bestellte noch Weggli und Café supplément; die Serviertochter bemerkte, das müsse extra bezahlt werden, worauf Vater nur lächelte und beiläufig bemerkte, das spiele doch gar keine Rolle.

«Aha», dachte ich mir, «typische Millionärsallüren». Wir schauten einander an und lachten los. Die Serviertochter begriff überhaupt nichts mehr und wurde verlegen und wir genossen den zweiten Teil unseres fünnähmen z Morgens. Die Stimmung war glänzend und es strahlte am Himmel und in uns selbst eine goldene, warme Sonne.

Mit dem Bähnli oben angekommen, stolzierten wir wie «Fremde» auf der Alpweide herum und Vater klatschte gönnerisch hie und da einer Kuh auf den Hintern, dabei aber immer eine gewisse Distanz einhaltend. Mutter sang wie ein fröhliches Vögelchen ihre immer wiederkehrenden, alten Operettenmelodien und ich beschäftigte mich mit den Schönheiten der Bergflora.

So ging dieser Vormittag auf ungezwungene Weise zu Ende. Gottlob meldete sich der Hunger, «denn», dachte ich, «wie könnten wir Millionärs spielen, ohne vom Besten und viel zu essen?».

Als Vater die Karte studierte und der Serviertochter auf den Wein zeigte, den er wollte, machte diese ein verdutztes Gesicht; wahrscheinlich war der Preis für Leute unserer Erscheinung doch etwas hoch. Mutter hatte das hell-beige Kleid an, das sie von Vater einmal zum Geburtstag bekommen hatte. Zuerst hatte es, als es Mutter damals neu aus der Schachtel nahm, ein hübsches Krägli und lange Ärmel mit Manchetten. Als Vater und ich aber an jenem Geburtstag abends nach Hause gekommen waren, hatte Mutter das Kleid bereits «umgeändert»: Das Krägli war weggeschnitten, die Ärmel auch, Mutter behauptete, als sie unsere erstaunten Gesichter sah, sie wäre in dem engen Zeug erstickt. An Stelle des Kräglis, wo nun ein riesiger runder Ausschnitt

gähnte, schlängelte Mutter einen grell leuchtenden Shawl um den Hals.

Eigentlich bin ich jetzt wegen dem Kleid etwas von meiner Geschichte abgekommen. Also, so sah Mutter an jenem Tage aus und wenn wir auch gut bei Kassa waren, so konnte das, der äußerlichen Erscheinung nach, natürlich niemand ahnen. Wir genossen nun den Wein, das Essen, den Kaffee und beim Dessert durfte ich dreimal nachbestellen. Ich war prall voll, aber auch Vater und Mutter.

Unsere Gespräche wurden immer karger, bis Vater das Signal gab. Er bezahlte und machte uns den Vorschlag, auf der nahen Alpweide ein Schlaraffen-Schlaflein abzuhalten. Als wir alle drei nebeneinander ausgestreckt im Weidgras lagen und Vater nach fünf Minuten schnarchte wie eine Waldsäge, hatte auch ich keine großen Probleme mehr. Sanft rutschte ich in einen glücklichen Verdauungsschlaf.

Als wir auf dem Heimweg im Schiffsrestaurant wieder belegte Brote und guten Wein genossen, hatte ich nachher das Gefühl, eine ganze Woche überhaupt nichts mehr zu benötigen. Unvergesslich schön war dieser Tag gewesen. Wenn Mutter und ich die halbe Nacht nur nicht ein unvorstellbares Reißen in der Magengegend verspürt hätten! Vater lachte nur und meinte, auch Millionär sein sei scheinbar nicht so einfach.

\*

Solchen Erinnerungen hänge ich nach, während ich mich warm anziehe, denn es ist heute wieder einmal eine eisige klare Nacht.

Vater ist nun auch angezogen und er sieht aus wie ein Nordpolforscher. Handschuhe trägt er aber nie, wahrscheinlich paßt es ihm nicht wegen dem Rauchen, das ist ihm wichtiger als warme Hände.

Unsere beiden Velo-Occasionen werden nun einer genauen Prüfung unterzogen und als wir bereit sind, ist es bereits Mitternacht. Vater, der nicht gerne pressiert und bei jeder Steigung lieber zu Fuß geht, rechnet, daß wir morgens um acht Uhr in Bern sein werden.

Wie wir starten, habe ich das Gefühl, daß wir etwas unglaublich Tapferes begehen, Vater und ich. So in diese eisige Nacht hinauszufahren und dann noch so weit weg, das macht uns nicht so schnell einer nach. Der ganze Heroismus kommt aber schon nach einer Stunde Fahrt ins Wanken, da ich das

Gefühl bekomme, am Gesicht zu wenig Haut zu haben. Nach zwei Stunden macht auch das Sprechen etwas Mühe. In den Mundwinkeln spannt es und die Nase ist wie ein Stücklein Glas anzufühlen. Wir sind beide froh, wenn eine Steigung kommt, das Zufußgehen und Velostoßen gibt wieder etwas Wärme her. Am Himmel ist kein Wölklein, ich sah noch nie so viele Sternschnuppen fallen wie in dieser eiskalten Nacht. Niemand scheint wieder einmal außer uns unterwegs zu sein. Die Finger sind trotz meinen Handschuhen steif gefroren; die ganze Tour wäre ja prächtig, wenn nur diese Saukälte nicht wäre, die einem den ganzen Spaß verdirtbt.

So fahren wir nebeneinander her und Vater meint, wenn wir nur den Hägi treffen, von dem er noch Geld zu gut hat. Das Denken macht mir Schwierigkeiten, es ist gerade so, wie wenn selbst die Gedanken eingefroren wä-

ren. Alles geht langsamer, das Sprechen, das Denken, die Bewegungen.

Vater schaut plötzlich auf mein Hinterrad und meint, ich hätte wahrscheinlich zu wenig Luft, oder, was auch eine Möglichkeit wäre, einen Nagel gefangen. «Oh Schmerz gib nach», es war ein Nagel. Ich merke deutlich, wie die Hälfte meines inneren Widerstandes abhanden kommt. «Flicken bei dieser Kälte, prost, jetzt sind wir bedient», meint Vater. Zu allem Überfluß handelt es sich bei diesem meinem Hinterrad um einen Drahtmantel. Wer je mit einem solchen zu tun hatte, versteht meinen Kummer.

Wir steigen ab und stellen unsere Venos an eine Stützmauer, und ich mache mir sofort mit der Werkzeugtasche zu schaffen. Vater probiert inzwischen, den Drahtmantel ab den Felgen zu bringen. Wir haben beide ähnliche Schwierigkeiten; unsere kalten Finger sind schlechte Verbündete. Mir gelingt es endlich, die Gummilösung und das Flickbüchsl herauszuklauben, aber Vater bringt den Drahtmantel nicht ab der Felge. Etwa 200 Meter weiter vorn sehen wir Licht in einem Haus, und wir beschließen, dort auf irgend eine Art um Hilfe zu bitten. Wir haben Glück, es ist eine Käserei; ein stämmiger Knecht schafft an den Kessi herum. Bereitwillig hilft er uns und macht sich sofort am Velo zu schaffen. Trotzdem er Hände wie Schraubstöcke hat, gelingt es auch ihm nicht, den Mantel herunterzubringen. Vater ist inzwischen etwas aufgetaut und probiert nun selbst wieder, und siehe da, es geht; der Mantel löst sich von der Felge und ich staune. Der Knecht auch, daß es Vater gelungen ist, vielleicht hat ihm dabei eine gewisse Wut geholfen.

Wir flicken, bedanken uns und los gehts wieder, in die kalte Nacht hinein. Es geht nicht lange, bis wir wieder am Gefrierpunkt angelangt sind, aber zum Glück hält der Flick und so fahren wir morgens sieben Uhr stolz über die Kirchenfeldbrücke in Bern ein. Die Stadt ist bereits erwacht. Die Leute eilen zur Arbeit; etliche haben aber trotzdem Zeit, uns mit einem lächelnden Gesicht zu mustern. Erst jetzt sehe ich, daß Vaters Bart bedenklich nachgewachsen ist in der Nacht, und zu allem Überfluß sind die kurzen Stoppen schön weiß gezuckert. Auch unsere Kleider haben diesen weihnächtlichen Zuckerguß. Nun ist uns wenigstens klar, warum die Leute die Mundecken verziehen. Aber wir quittieren das



Lächeln mit stiller Verachtung, denn was wissen schon diese Schablonentrampi von uns.

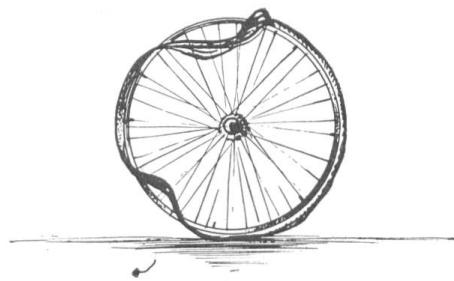
Bis wir den Hägi gefunden haben ist es acht Uhr geworden und als er uns vor seiner Türe sieht, habe ich ihm den Schreck förmlich angesehen. Natürlich müssen wir eintreten und seine Unglücksgeschichte anhören, die als Begründung seiner langen Zahlungsfrist herhalten muß.

Auch das geht vorüber, der Vater bekommt von ihm wenigstens die Hälfte seines Gutshabens, etwa dreißig Franken. Wir ziehen etwas niedergeschlagen und müde von den Strapazen der vergangenen Nacht ab. «So Fritzi, jetzt aber ins Volkshaus! Dort wird warm gegessen und nachher werden die Velo per Bahn aufgegeben, wir selbst nehmen dann ebenfalls den Zug nach Hause!»

Gesagt getan. Wir sitzen bald zusammen in dem gutgeheizten Volkshaus und Vater bestellt zweimal Bratwurst mit Rösti. Die Kälte der vergangenen Nacht, die ganze Spannung, ob wir den Hägi treffen, und jetzt diese Wärme, alles zusammengenommen ist schuld daran, daß wir einnickten. Wir fahren aber schroff zusammen, als uns ein Kesselgeräusch in die

Wirklichkeit zurückruft. Die Serviettochter macht sich mit einem Putzlumpen zu schaffen, denn unter unseren Schuhen und rund um uns hat sich eine ansehnliche Wasserlache gebildet. Die Wärme hier hat uns aufgetaut; wir selbst kommen aus dem Staunen nicht heraus, wo denn das viele Wasser nur herkommen kann. Wir finden uns aber mit dieser Tat sache ab und wie wir mit dem Brot den Rest der Bratwurstsauce aufgetunkt haben, kann uns hier nichts mehr zurückhalten.

Im warmen Eisenbahnabteil schlafen wir den Schlaf der Gerechten. Wie wir später zu Hause mit unserer Barschaft eine Auslegeordnung erstellen, sind es noch ganze 85 Rappen, die uns hämisch angrinsen.



#### VATER BRINGT UNS ZUM FILM

**U**NSERE Heimatstadt Basel hat uns wieder einmal zu sehen bekommen.

In der Schule bin ich eine Art Schauspiel. Es hat sich natürlich schnell herumgesprochen, wo ich schon überall wohnte und zur Schule ging. So muß ich immer wieder erzählen, wo es wenig Aufgaben gäbe, und wo es sonst am lustigsten war.

In der Pause stehen sie im Kreis um mich herum, und dann werden Fragen gestellt am laufenden Band. Für mich sind all jene Buben, die immer am selben Ort in die Schule gingen, unerfahrene Kleinkinder. Ich komme mir weltgereist vor und dementsprechend überlegen. Diese Überlegenheit schrumpft zwar nur allzu rasch zusammen, sobald ich zu Hause den Hausgang betrete, die abgelaufene dunkle Stiege hinaufgehe und dann die düstere Wohnung betrete. Wie ein Alpdruck lastet diese Atmosphäre auf mir.

Das Haus ist baufällig und macht einen schmutzigen Eindruck. Es steht schräg gegenüber der Heilsarmee etwas vom Trottoir zurück, wie wenn es sich seiner schlechten Farbe

wegen, sowie seiner Gestalt schämen würde. Unsere Wohnung im dritten Stock ist klein, von meinem Zimmer aus sehe ich direkt in den Schlafsaal der Heilsarmee. Alte Männer sitzen oft auf den Bettkanten und starren vor sich hin. Die Küche ist ewig dunkel und feucht; sie macht auf mich den Eindruck einer Tropfsteinhöhle. Vom Schüttstein aus in der halbdunklen Ecke sieht man nur auf Dächer, Giebel und nochmals Dächer. Diesen Blick hier habe ich gern, viel lieber als den in die Heilsarmee. Die alten Männer, die nirgends zu Hause sind, stimmen einem traurig.

Alles an dieser Wohnung scheint mit Absicht so zu sein oder auszusehen, um auf alle Fälle die Stimmung ihrer Bewohner unter Null zu drücken. So leben wir hier nicht gerade glücklich und froh. Bis eines Tages Vater mit einer neuen glänzenden Idee Leben in die Bude bringt: Wir sind wie gemacht für den Film, meint er, und erklärt uns alle Details, die uns interessieren. Mutter sieht sich schon als Diva und ist natürlich begeistert von der ganzen Sache.

Vater hat sich ausgiebig orientiert und weiß erstaunlich viel über das ganze Metier. Ich bin skeptisch. Ich kann mir Vater nicht als Tom Mix und Mutter nicht als Geliebte von ihm vorstellen, ebensowenig als Geliebte irgend eines anderen Filmhelden. Auf mich persönlich hat es Vater übrigens speziell abgesehen, ich bin seine große Hoffnung, der Chagi Cogan Nummer zwei. Ich fühle mich als Opfer und werde schon stocksteif nur beim Gedanken, etwas vorspielen zu müssen.

Der Tonfilm steckt noch in den Anfängen, aber Vater ist weitblickend und schwört darauf. Mutter mit ihrer schönen Stimme sei wie geschaffen dafür, meint er.

So erzählt uns Vater. Die Sache hat trotz aller Komik etwas Gutes: die Gedanken verlassen diese düstere Wirklichkeit unserer Rheingaß-Wohnung. Als nun Vater uns eröffnet, morgen hätten wir bereits zum ersten mal

men. (Vater ahnt noch nicht, daß sich dies nur auf das Portemonnaie der angehenden Künstler bezieht.)

Wir reden bis in die Nacht hinein über den Film, und Vater hat, vorausgesetzt, daß wir talentiert sind, was er natürlich nicht bezweifelt, große und schöne Projekte, denn es sei richtig, daß man das viele Geld, das wir dann verdienen, auch nutzbringend anlege. Mit gemischten Gefühlen gehe ich ins Bett und wälze mich lange auf alle Seiten herum, ohne Schlaf zu finden. Als ich dann doch endlich einschlafe, plagt mich ein unsinniger Traum. Ich sitze auf einer hohen Bockleiter, die mitten auf dem Marktplatz aufgestellt ist. Ringsum stehen Leute wie eine Mauer so dicht, sie lachen mich aus und zeigen mit den Fingern auf mich. Ich bin im Nachthemd und traue mich nicht von der Leiter hinunter. Ich bin froh als ich erwache. Der Traum spukt mir noch den ganzen Tag im Kopf herum, und als wir drei angehende Stars an der Glocke bei Herrn Stöhr, Schauspielschule, läuten, möchte ich tausendmal lieber Salat oder gelbe Rüben von Haus zu Haus feilhalten.

Mutter ist sehr aufgeräumt und zeigt ihr charmantestes Lächeln. Vater übt sich eher in der Rolle des strengen Herrschers. Herr Stöhr kommt persönlich an die Haustür um uns zu empfangen. Hinter dem Fischmarkt liegt diese Schauspielschule in einer Bude, von der sich unser Rheingaßhaus zehnmal sehen lassen darf. Herr Stöhr wirkt durch seine bucklige Kleinheit etwas unterwürfig. Ich spüre sofort, dieser kleine, alte Kerl ist mein Feind, und tatsächlich, er ist es auch geblieben. Ich benehme mich wie ein störrischer Esel, und Mutter versichert Herrn Stöhr, ich sei nur etwas verdattert.

Ich werde wie ein Kalb auf dem Märit vorgeführt. Herr Stöhr bewundert meine krausen Haare, und ich werde rot wie eine Tomate, nicht vor Scham, nein, aus Wut.

Ich kann mich an die Wand setzen. Mutter wird vorgeführt. Sie muß aus irgendeinem Film noch etwas in Erinnerung haben. Wie ein aufgeblähter Pfau durchschreitet sie die Kunstabademie des Herrn Stöhr. Ich kann nicht mehr, ich lache heraus und kann beinahe nicht mehr aufhören. Man muß Mutter gesehen haben. Eine Gräfin aus reinem blauem Blut ist eine bärische Dienstmagd, verglichen mit der vollendeten Grazie, die Mutter in Haltung, Schritt und Gestik vordemonstriert. Ich



Filmunterricht, fängt mir die Sache an etwas zu ernst zu werden. Herr Stöhr gäbe uns erstklassigen Unterricht, als alter erfahrener Schauspieler kenne er alle Mittel, um das Möglichste aus seinen Schülern herauszubekom-

beobachte Vater, er ist auch etwas verdutzt. Ich glaube, daß er vor so viel Talent nun selbst etwas Angst bekommt.

Als nun er an die Reihe kommt, erlebe ich den spannendsten Augenblick meines noch kleinen Lebens. Ich kann es kaum erwarten, komme aber nicht auf meine Rechnung. Vater kneift, er läßt sich nicht vorführen. Er werde dann später in den richtigen Rollen schon das Rechte tun. Ich bin enttäuscht, wie gerne hätte ich Vater einmal gesehen, so wie er nicht ist. Noch nie habe ich irgend etwas, eine Bewegung oder Geste an ihm bemerkt, die nicht restlos zu ihm gehört. Merkwürdig, so bewegt doch unser Leben bis heute immer war, so ausgeglichen ruhig hat er sich in jeder Situation benommen.

Er bespricht jetzt mit Maestro Stöhr unsren Ausbildungsplan. Jede Woche nehmen wir eine Stunde, wobei wir abwechslungsweise an die Reihe kommen.

Ich schaue mich inzwischen im Studio näher um. Alles in allem ist es ein muffiges dumpfes Zimmer. Das einzige Fenster im Raum ist durch eine unsäglich schlecht gemalte Kulisse verdeckt. Sie stellt eine Häuserfront dar und soll wahrscheinlich den angehenden Filmstars etwas in der Phantasie nachhelfen. Die ganze Sache ist auf Stoff gemalt und erinnert mich in der Maltechnik an die Buden auf der Messe. Sonst hat es nur noch einige Stühle und eine Lampe mit blauen Kräppeli.

Als mir der Maestro Stöhr beim Aufwiedersehensagen über die Haare fährt, möchte ich ihn am liebsten in den Finger beißen.

Als wir draußen sind, gehen wir eine Zeitlang nebeneinander her ohne ein Wort zu sagen. Vater unterbricht die peinliche Stille mit den Worten: ja, aller Anfang sei schwer, wir sollten nur den Mut nicht sinken lassen, und was mich anbelange, solle ich dem Herrn Stöhr seine Lehrarbeit nicht unnötig erschweren. Ich solle meine Gefühle etwas zurückstellen und an die große Mission denken, ein großer Darsteller zu werden. Nun holt Mutter aus und läßt einen unendlichen Wortschwall über den Vater los: er habe da überhaupt nichts zu bemerken, er, der sich um die Prüfung herumgedrückt habe. Überhaupt habe sie das Gefühl, bei dem zukünftigen Künstlertrio seien nur zwei aktiv beteiligt, sie selbst und Fritzi. Vater lacht und jetzt bersten alle drei los, Mutter muß die Tränen abwischen.

Als wir das nächste Mal beim Maestro ein-

treten, rettet mich nur der Gedanke, daß ja alles einmal vorüber geht, sicher auch dieses unsinnige Filmschauspielerwerden. Es wird eine Liebesszene eingeübt. Vater hat als Mann den guten Teil erwischt, er macht jetzt tatsächlich mit. Ich setze mich auf einen der Stühle, die der Wand entlang aufgestellt sind, und genieße mit großer Schadenfreude jeden Fehler, den sie machen, und Gottlob, sie machen beide nur Fehler. Wie ein tollwütiger Zwerg springt der Maestro um die sich eng umschlungenen Liebenden herum und korrigiert durch persönliches Eingreifen die Umarmung. Die Sache wirkt, soweit ich das zu beurteilen im Stande bin, unglaublich, erbärmlich erlogen und deshalb tragischkomisch. Ich genieße verschwenderisch dieses Fiasko, bringt es doch den Vater hoffentlich zur Überzeugung, daß wir keine geborenen Schauspieler sind. Der Maestro natürlich, probiert uns mit verschwenderischen Worten klar zu machen, daß er in seinen 40 Jahren Künstlerberuf noch nie einem so begabten Trio begegnet sei. Ich habe die feste Überzeugung, daß der Zwerg lügt und es nur auf unser Geld abgesehen hat.

Acht Tage später habe ich nichts mehr zu lachen, ich komme dran. Die Geschichte, in der ich verwickelt sein soll ist denkbar einfach und verworren zugleich. Ein bildhübsches blondes Mädchen mit blauen Augen – das Mädchen inklusive Augen wird im Studio des Maestro durch einen Stuhl ersetzt, weil es wahrscheinlich das Licht der Welt noch nicht erblicken durfte –, dem ich beim Spiel auf dem Feld begegne, führt mich heim ins elterliche Schloß. Ich selbst stamme von Zigeunern ab. Der Vater des Mädchens entdeckt in meinen Gesichtszügen gewisse Ähnlichkeiten. Kontrolle im Familienalbum deckt Kinderaub auf. Ich bin in Wirklichkeit der gestohlene Sohn seines Freundes, der im Nachbarschloß wohnt, und verdanke nun dem arglosen Mädchen, das mich ohne zu wollen aufgestöbert hat, meine Heimkehr. Es keimt in mir die erste Liebe auf, teils Dankbarkeit, teils Liebe, so halb und halb. Ich muß ein Lied singen, das erste meines Lebens, denn immer habe ich mich davor drücken können, singen zu müssen. Das Vibrieren meiner Stimme ist nicht etwa das Vibrieren des Sängers, nein, ich habe eine solche Wut und Angst, daß meine Stimme zittert. Der Maestro findet es herrlich. Ich setze nun zum achten mal an zu dem einzigen schönen

Liedtext: «Du hast ja die schönsten blauen Augen.» Ich fühle wie der Stuhl vor mir, der das Mädchen darstellt, zu begreifen beginnt.

Meine Handflächen sind naß vor Anstrengung, die Szene wird abgebrochen. Das Mädchen, das heißt der Stuhl, wird wieder an die Wand gestellt. Für heute ist es genug. Der Zwerg grüßt und begleitet uns hinaus. Vater zahlt und wir verabschieden uns.

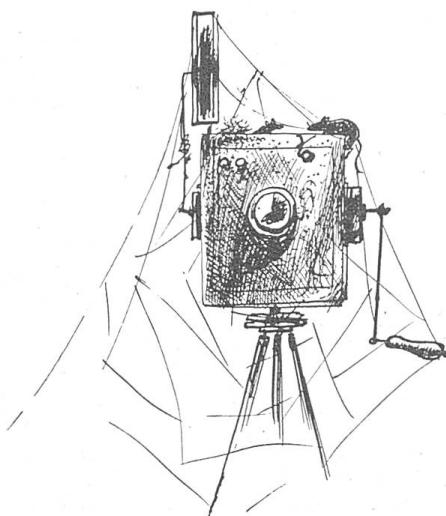
Ich habe nun derart genug, daß ich großmütig auf meine Riesengagen verzichte. Ich erkläre Vater, daß mir das Geld ohnehin nicht viel sage, und überhaupt, wenn wir alle drei soviel verdienten, wüßten wir nicht mehr, was anfangen damit. Wenn zwei, eben er und Mutter, ein ausgesprochenes Talent hätten, sei es nicht zu verhindern, daß wir reich würden, auch ohne mich. Vater lacht und weiß genau wie ich es meine.

Ganz im Stillen gefällt ihm der Zwerg ja auch nicht und die Geschichten, die wir da trainieren sind ein aufgelegter Blödsinn. Das Lied mit dem Stuhl, die Liebesszene auf Kommando, der Glockenzug an einer improvisierten Glocke, anschließend rasende Flucht in einem Studio, das nicht mehr als vier Meter lang ist. Ich durfte diesen Glockenzug spielen, eben als Chagi Cogan der Zweite. Es war bemühend, die Flucht sollte so echt wie möglich wirken, nach drei Meter Anlauf hatte ich noch knapp einen Meter, um die rasende Geschwindigkeit, in die ich meinen Körper hetzte, wieder aufzuhalten, die gegenüberliegende Zim-

merwand half mir entgegenkommenderweise dabei.

Das Stichwort fällt. Vater spricht, wir geben die Filmsache auf. Wenn wir schon keine Freude daran hätten, reue ihn das Geld. Jetzt kommt Mutter an die Reihe und siehe da, sie ist die einzige, die Freude hat an dem Kasperli-Theater. Sie weint und stellt fest, daß immer, wenn ihr einmal etwas gefalle, wir zwei anderer Meinung seien.

Ich singe ihr das Lied von den blauen Augen, dem Stuhl und dem Mädchen. Jetzt lacht sie und weint gleichzeitig. Die Filmsache aber ist erledigt. Wir gehen von der supponierten Leinwand zurück auf die Bühne unseres wirklichen Lebens, das ja so viel interessanter ist als der beste Film.



## Schweizerische Anekdoten

*Während des Krieges durften bekanntlich in der Schweiz Telefongespräche nur in einer der Landessprachen oder auf Englisch geführt werden. Nun kannte ich damals einen heimgekehrten Auslandschweizer, der es gleichwohl vorzog, von seiner Pension aus mit einem Freunde in russischer Sprache zu telefonieren, damit kein Unberufener ihr (übrigens harmloses) Gespräch verstand. Lange geschah nichts. Dann auf einmal schaltete sich die Zentrale ein, und die Telefonistin machte ihn auf die erwähnte Vorschrift aufmerksam.*

*Nicht auf den Kopf gefallen, antwortete er: «Aber ich spreche doch rätoromanisch!»*

*«Aha, ja dann müssen Sie entschuldigen!» worauf er unbekümmert weiter in russischer Sprache telefonieren durfte.*

Mitget. von H. R. H.

